

# Was wird aus dem Wort durch den Ton? – Radio und Hörer: Hineinhören in die Zeit<sup>1</sup>

Anke Leenings

Wenn man die moderne Zeitgeschichte betrachtet, ihre Erforschung bewertet und mit anderen historischen Disziplinen vergleicht, fällt zweierlei auf: Erstens eine außerordentliche Fixierung auf das Prinzip der Schriftlichkeit als Garantie der Aussagefähigkeit historischer Zeugnisse, eine Überbewertung einer Quellengattung, wie sie sonst in der Geschichtsschreibung nicht oder kaum stattgefunden hat. Und das, obwohl wir uns in einer Situation befinden, in der jeder und jede von uns ein Déjà-vu-Erlebnis hat, wenn es um Töne und Bilder vergangener Zeiten geht und wenn man vor allem bedenkt, dass das 20. Jahrhundert insbesondere ein Jahrhundert der akustischen und visuellen Vermittlung, der elektronischen Massenkommunikation war.

Wie sehr die Ereignisse und Entwicklungen des letzten Jahrhunderts von nicht-physischer Kommunikation geprägt waren, als die Worte *zwar in den Äther*, aber eben *nicht in den Wind* gesprochen wurden, und dies nicht erst seit der Einführung des Rundfunks in Deutschland im Oktober 1923, wird an vielen Beispielen aus völlig unterschiedlichen Zeiten deutlich. Der Hörfunk, später auch das Fernsehen, die historische Überlieferung des Rundfunks und die Überlieferung der Zeitgeschichte im Rundfunk ist als Reflex politisch-historischer und kulturgeschichtlicher Entwicklungen anzusehen: Mit den Beständen in den Archiven der Landesrundfunkanstalten und des Deutschen Rundfunkarchivs, einer Stiftung und Gemeinschaftseinrichtung der ARD, lässt sich dies anschaulich dokumentieren. So möchte ich Sie heute, zur Eröffnung einer Ausstellung, die sich erstmals experimentell der Dokumentation deutsch-deutscher Nachkriegsgeschichte an Hand von Rundfunkzeitzeugen zuwendet, zu einer Zeitreise besonderer Art einladen: hören wir hinein die die Vergangenheit.

Die ersten Sendungen des Radios wurden in Deutschland ab dem 29. Oktober 1923 vom Berliner Vox-Haus aus über zunächst abenteuerlich anmutende Antennenanlagen und Empfangsmöglichkeiten ausgestrahlt; die technische Bezeichnung "Detektor" veranschaulicht das Eigentüm-

liche in entsprechender Weise. Worte wurden in den Äther gesprochen und gesungen – aber sie waren doch nicht Schall und Rauch. Die Vielfalt der Gesellschaft und Kultur der 1920er Jahre entfaltete sich in der breiten Vielfalt von Programmen, auch schon mit Werbung, aber ohne das heutige Schielen auf Marktanteile und Quoten. Wie sagte doch Bertolt Brecht im Jahre 1927 über das Radio: "Die Resultate des Radios sind beschämend, seine Möglichkeiten unbegrenzt. Also ist das Radio eine gute Sache." Und ebenso unnachahmlich ist die Beschreibung, die Albert Einstein als Festredner zur Funkausstellung am 22. August 1930 von diesem damals noch recht neuen, lebendigen Medium gab.

Der Rundfunk berichtete frei, beispielsweise von der Verleihung des Nobelpreises an Thomas Mann am 10. Dezember 1929; im Jahre 1932 (am 11. April) war Bertolt Brechts "Heilige Johanna der Schlachthöfe" mit Fritz Kortner in der Hauptrolle und Helene Weigel, Ernst Busch, Peter Lorre u. a. ebenso im Rundfunk zu hören wie noch 1932 Walter Benjamins Kinderhörspiel "Radau um Kasperl" (am 9. September). Paul Hindemiths Oper "Mathis der Maler" wurde 1933 im Rundfunk gesendet, noch – bereits 1934 jedoch mit Sendeverbot belegt. Bald aber waren diese Stimmen, waren die Autoren, nicht mehr

Inserat des Telefunken-Konzerns 1933 (Katalog zur Ausstellung, S. 31)



zu vernehmen, wie in den Bibliotheken ihre Werke entfernt, ins Feuer oder in die Papiermühlen geworfen wurden. Bezeichnend war auch, dass Stefan Zweig im Jahre 1933 zwar sein Gedicht "Hymnus an die Reise" in deutscher Sprache, jedoch schon nicht mehr über den deutschen Sender, sondern über die Schweizerische Rundspruchgesellschaft zu den Hörern bringen konnte; nicht nur im Nachhinein ein Symbol für Abschied und Wegfahrt, was Literatur und Kultur, Freiheit und Demokratie widerfuhr.

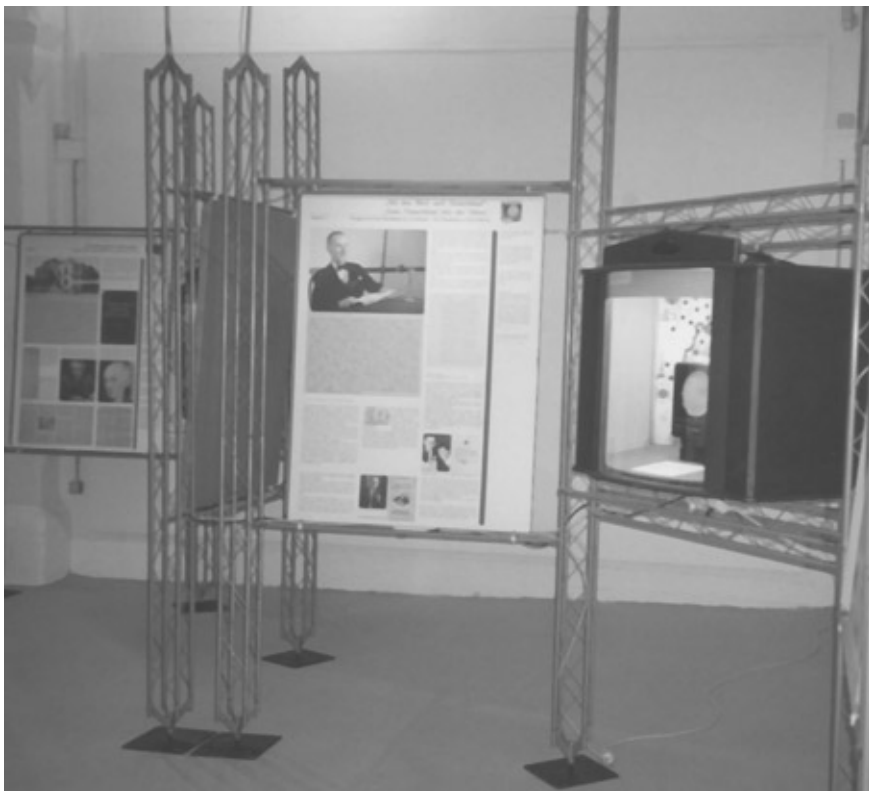
Ab dem 30. Januar 1933 hallten in Deutschland die Straßen und Plätze von markigen Worten und vom Klappern der Stiefel wider, wurde insbesondere in den ersten Jahren des nationalsozialistischen Regimes über den Rundfunk gebrüllt und gegrölt, sogar stumpf gedröhnt. In den nächsten 12 Jahren drangen nur bestimmte Inhalte an die Ohren und in die Köpfe, gaben Authentizität vor und bauten gezielt neue Wirklichkeiten durch Manipulation und Desinformation auf, die Phantasie durch das im Volksempfänger zu hörende Unerhörte stimulierend: der Volksempfänger hatte die Volksgemeinschaft ebenso ideologisch zu bilden wie die Volksgenossen und der Volkswagen.

Zweifel ließ das Regime an solchen Zielen von Anfang an gar nicht aufkommen.

Rundfunk im Aufbruch. Handbuch des deutschen Rundfunks 1934 (Katalog zur Ausstellung, S. 31)



1 Der Vortrag war mit erläuternden Tonbeispielen unterlegt.



Ausstellung im Kornspeicher der Herzog August Bibliothek vom 31. Januar bis 30. April 2003

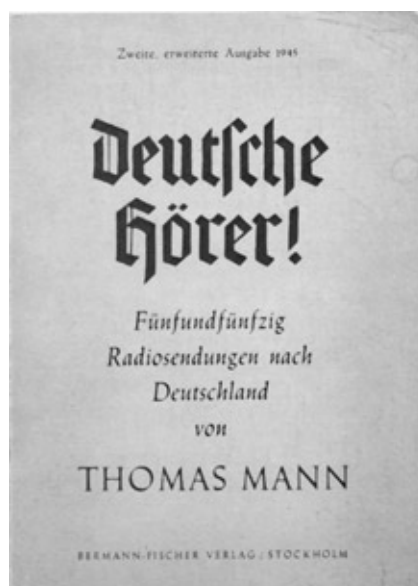
Schon bei der Einführung des ersten Parteigenossen in ein Intendantenamt, Heinrich Glasmeier in Köln am 24. April 1933, erklärte Joseph Goebbels sein unmissverständliches Ziel: „zu hämmern und zu meißeln und zu feilen, bis die Menschen uns verfallen sind!“.

So verflüchtigte sich bald der lebendige Geist der frühen Zeit. Die Gleichschaltung bedeutete nicht nur die Ausrichtung des Rundfunks auf den „deutschen Geist“, wie der Reichssendeleiter Hadamovsky 1933 meinte. Sie bedeutete vor allem die Metamorphose zu Zensur, Verfolgung und Vernichtung auf breiter Linie. Die Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums von 1935 wurde nicht nur ein Index für Bücher, sondern ebenso für Rundfunk, Theater, Film, auch für die Unterhaltung. Bald verboten die Nazis die Auftritte der Comedian Harmonists im Jahre 1935 – und ahmten sie gleichzeitig zynisch mit den Drei Rulands nach, einem Gesangstrio, das im November 1938 den Stil der Ersteren zu Hassliedern um die Pogromnacht verzerrte, aber schon 1939 selbst in Ungnade fiel.

So dumpf die Übertragungen vom Tag der Kunst 1938 in München, von Parteitagen und anderen Veranstaltungen sein mochten – mit Beginn des Krieges und in dessen Verlauf veränderte der Rundfunk die Tonart gleich in mehrfacher Hinsicht: an die Stelle dumpfer Marschmusik oder Wortbeiträge, die es nach wie vor – aber nicht mehr so oft – gab, trat zunehmend ein

Programm, das als raffinierte Unterhaltung getarnt war, Leichtigkeit bei der Schwere der tatsächlichen Situation inszenierte und das in den Kriegsjahren ebenso wie eine beispiellose Filmproduktion vom Eigentlichen ablenken und zum Durchhalten anhalten sollte. Ja, Hitler selbst hatte 1941 angeordnet, für den deutschen Auslandsrundfunk nach England nicht mehr schwere deutsche Marschmusik, sondern englische Musiktitel zu senden, freilich mit neuen Texten

Deutsche Hörer! 55 Radiosendungen nach Deutschland von Thomas Mann. Stockholm 1945 (Katalog zur Ausstellung S. 41)



und politischen Anspielungen, insbesondere auf Winston („Winnie“) Churchill. Was den Deutschen vorenthalten war, produzierte nun entgegen dem allgemeinen Jazzverbot mitten in Berlin Charlie’s Orchestra, nämlich jazzige Titel: „Goodie, Goodie“.

Charlie and his Orchestra, so der Name der Band, spielte mitten in Berlin Musiktitel ein, die den deutschen Hörern von der Melodie und dem Originaltext vorenthalten wurden, den ausländischen Hörern jedoch vertraut waren, es im Hinblick auf den Text allerdings keinesfalls waren. Und dies, obwohl Eugen Hadamowsky, der Reichssendeleiter, schon am 8. März 1933 den Jazz als sog. „Negermusik“ aus dem Programm verbannt hatte. Es ist schon mehr als nur bemerkenswert, dass sich die Nazis des Jazz, der sonst ja verboten war, bedienten, um ihn für die Auslandspropaganda zu nutzen. Natürlich war auch dies ein Reflex auf die Gegenseite, die von den Sendeanlagen der BBC aus nicht nur ab 1942 Thomas Manns „Reden an die deutschen Hörer“, sondern auch Satiresendungen über Hitler, die „Sendungen des Gefreiten Hirnschal“, und die Nazis ausstrahlte. Den Deutschen wurden dabei eigentlich die Ohren zugehalten, weil der Empfang ausländischer Sender unter Strafe stand. In Deutschland selbst stand der Rundfunk deutlich im Zeichen des Krieges, Informationen waren im wesentlichen zu Desinformationen geworden, wenn die Sprecher am Radio pathetisch von gar nicht erfolgten Siegen an der Front XY berichteten oder wenn, wie am Heiligabend des Jahres 1942, Ehefrauen und Kinder einer Weihnachtsringsendung mit (vermeintlichen) Übertragungen von diversen Kampfplätzen der Wehrmacht an verschiedenen Ecken der Welt lauschten.

Eine globale Inszenierung, die in Wirklichkeit in den Studios in der Masurenallee in Berlin zusammengestellt wurde. Nicht Fiktion, sondern Betrug wurde in der emotionalen Stimmung des Heiligen Abends erzeugt, wurde mit Hilfe von künstlichen Hall- und Geräuscheffekten Ferne vorgetäuscht, wo die Betrüger in der Nähe saßen, technisch gesehen damals durchaus eine Meisterleistung.

Nicht nur die Zerstörungen in den eigenen Städten führten aber bald vor Augen, was den Ohren lange verborgen wurde: das Ende des Krieges. Bemerkenswert, wie trotz-pathetisch der Reichssender Flensburg den letzten OKW-Bericht am 9. Mai 1945 verlas, übrigens nicht unähnlich der Weise, in der 50 Jahre später ein plötzlich unsicherer SED-Staat sein Ende einräumte und in die Mikrophone stammelte.

Wie aber erfuhr man vom Zeitgeschehen, um es ins eigene Leben einordnen zu



General Lucius D. Clay bei der Festansprache zur Übergabe von Radio Frankfurt in deutsche Hände, 28. Januar 1949 (Katalog zur Ausstellung S. 71)

können? Sich über die Zeitumstände zu informieren, auch Mut zu fassen und Richtungen zu erkennen, war nicht leicht: Einer immerhin hat Mut zu machen versucht, Thomas Mann am 11. Mai 1945 in der BBC von London aus.

Es gehört zu den Besonderheiten der Mediengeschichte des 20. Jahrhunderts, dass diese vom deutschsprachigen Programm der BBC ausgestrahlten Sendungen hätten verloren gehen können, wären sie nicht in einer Kooperation zwischen BBC und Deutschem Rundfunkarchiv im Jahre 1999 zur Komplettierung der umfangreichen historischen Bestände des Deutschen Rundfunkarchivs in dessen Frankfurter Sammlungen integriert worden.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit existierten zunächst noch keine Zeitungen, und es fanden Veranstaltungen statt, die geleitet waren von Menschen, die zwar Deutsch sprachen, aber doch die Uniform der Alliierten trugen, die das Land hatten verlassen müssen und die nun wiederkehrten, aber in welches Land? Wohl kaum in das Land, das sie verlassen hatten, eher in ein Gebiet, das ihnen topographisch bekannt und doch – und irgendwie – fremd war. Emigranten begaben sich in Regionen, die jetzt nach dem Verlauf von Flüssen und Autobahnen in Besatzungszonen eingeteilt worden waren und dabei nicht nur eine territoriale, sondern auch ideologische Basis für die Politikentwicklung der nachfolgenden Zeit bedeuteten. Die Entwürfe und Muster für die Gestaltung von Demokratie und Freiheit waren verschieden, „re-education“ war das Stichwort, etwas, das ohnehin nicht einfach zu definieren war. Und:

wie sollten die Menschen denn erreicht werden angesichts zerstörter Verkehrswege und nicht mehr vorhandener Infrastruktur von Presse und Verlagswesen? Schnell war begonnen worden, neben anderen Symbolen der NS-Zeit, auch die Volksempfänger zu zerstören, bis man erkannte, dass die gleichen Apparate, die zwölf Jahre gleichgeschaltet waren, jetzt eigentlich zur Vermittlung neuer Inhalte nur „umgeschaltet“ zu werden brauchten.

Zu welchen Zielen aber die Deutschen zu erziehen waren und wie dies bei ihnen ankam, macht die schlichte wie eindringliche Ansprache des Landrates des Landkreises Osterholz bei Bremen vom Jahre 1946 deutlich. Die Hoffnung dieses Landrates auf eine Wiedervereinigung in einem – sozialistischen – Deutschland war eine Zielvorstellung, die gedanklich politischen Programmen der Parteien nahe stand und gleichzeitig fern war von der Form von Sozialismus, die lange Zeit den Deckmantel für die SED-Diktatur im östlichen Teil Deutschlands abgab.

Soziale Bindung in der Entwurzelung, die Suche nach Gemeinschaft und – ganz konkret, nach Kindern, Müttern, Vätern – all dies waren Themen des Rundfunks in der Nachkriegszeit, aber auch eine spezielle Art der „Hilfestellung“, die vielfach gefragt und benötigt war. Beispielhaft hierfür sind im wahrsten Sinne des Wortes „alltägliche“ Tondokumente, wie eine kleine Reportage aus dem Bremer Hauptbahnhof vom Jahre 1946, oder eine Sendung, die sehr häufig in den verschiedenen Rundfunkanstalten im täglichen Programm zu hören war und dem Suchen und (Wieder-)Finden

diente. Kindheit und Jugend stellten sich in Entbehrung und Kargheit, nicht selten ohne elterliche Beziehung und häufig auf dem Schwarzmarkt dar, auf dem es vieles zu veräußern und wenig zu verdienen gab.

In welchen Lebensumständen sich der Wiederaufbau vollzog, vor allem dass Wiederaufbau erst einmal Beseitigung der Trümmer bedeutete – darüber wurde in zahlreichen Rundfunksendungen berichtet. Die Aufarbeitung der politischen Verantwortung, nämlich der historischen Verantwortlast für die 12-jährige Terrorherrschaft, ließ sich dagegen nicht so ertragreich an: in Nürnberg wurde zwar mit den Mitteln des Strafrechtes in den Kriegsverbrecherprozessen die erforderliche historisch-politische Aufarbeitung betrieben und darüber auch intensiv im Rundfunk berichtet, aber dass sich zunehmend ein Verdrängungsprozess breit machte, wo das Vergessen eigentlich nicht sein durfte, war unverkennbar: in Rundfunksendungen debattierten die Köpfe der Zeit über die Frage von Schuld und Sühne, von Kollektivschuld, und den diversen Diskussionen über Wiedergutmachung und Erziehung zu Freiheit und Demokratie hörten Tausende von Radiohörern, meist gemeinsam, vor dem Apparat zu.

So, wie sich im Alltag ab 1948 mit der Währungsreform zugleich Aufwärtstendenzen zeigten und andererseits die Blockade der Sowjets Berlin im gleichen Jahr bedrohte, so bereiteten sich die Deutschen-West und die Deutschen-Ost auf ihre jeweilige Staatenbildung vor. Dabei schenkte man schon damals und nicht erst nach der Wiedervereinigung der Frage der Hauptstadt im Westen besondere Aufmerksamkeit. Es ist bekanntermaßen nicht gekommen, wie es Walter Korb, der damalige Frankfurter Oberbürgermeister, schon in Vorfreude auf Tonband gesprochen hatte. Zur Ausstrahlung gelangte diese beim Hessischen Rundfunk überlieferte Rede gottlob nicht. Statt dessen wurde Bonn die (provisorische) Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland, und Berlin diejenige der Deutschen Demokratischen Republik, zeitgleich ausgewählt zur Gründung der zwei deutschen Staaten.

In diesen Jahren wurden Teilung und Trennung manifest: im Jahre 1949 waren gleich zwei Goethe-Feiern zu veranstalten, in Frankfurt am Main und Weimar, und es ist interessant, dem Preisträger Thomas Mann nicht nur bei seinen Reden in Frankfurt und Weimar zuzuhören, sondern ihm auf dieser Reise, die ja einen besonderen Grenzgang bedeutete, zu folgen: Im Frankfurter Hauptbahnhof, begleitet von Lokomotivgeräuschen, äußert sich Thomas Mann am 3. August 1949 im Inter-



Wo uns der Schuh drückt – Ernst Reuter auf Sendung (Katalog zur Ausstellung S. 146)

view mit Gottfried Hoster, einem Reporter des Hessischen Rundfunks, ein eher zufälliges Gespräch und dennoch keineswegs belanglos. Sechs Jahre später, im Schillerjahr 1955, hatte der gleiche Zeitgenosse neuerlich diesen Grenzgang vorzunehmen und wurde, wie die Resonanz auf Thomas Manns doppelte Preisträgerschaft und die Veranstaltungen in Stuttgart und Weimar zeigt, wieder ein Grenzgänger besonderer Art: Subjekt des eigenen Handelns und doch Objekt der jeweiligen Bemühungen um Vereinnahmung.

Radio und Hörer – Hineinhören in die Zeit der 50er Jahre bedeutet auch, die sich verändernde Rundfunklandschaft kennen zu lernen. Im Jahre 1950 schlossen sich die damals 6 Landesrundfunkanstalten zur Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, der ARD, zusammen, der von Anfang an der "Rundfunk im amerikanischen Sektor", kurz: der RIAS, angegliedert war und der in den 50er Jahren der Saarländische Rundfunk (1955) und der Sender Freies Berlin (1953) beitraten. Letzterer war gleichsam eine Neugründung im "Haus des Rundfunks" an der Masurenallee gegenüber dem Funkturm, von wo der Berliner Rundfunk, mittlerweile sowjetisch geprägt, aus dem britischen Sektor in den sowjetischen Sektor nach Köpenick ausgewandert war. Von jetzt an funkte es wahrlich zwischen Ost und West, hielt der "Kalte Krieg" Einzug in den Äther: bevor die Fernsehtruhen die Wohnzimmer innenarchitektonisch prägten, versammelte man sich zum gemeinsamen Hören und wartete

stets, mit beinahe kindlichem Gemüte, zunächst gebannt auf die Rundung und Vollendung des magischen Auges am Radioapparat: grünlich und künstlich, Kinder, Mutter, Vater, Großeltern, sie alle hörten manches, was ihnen bekannt vorkam und doch irgendwie anders klang, wie z. B. das Lied aus dem Ostberliner Funkhaus in der Nalepastraße im Jahre 1952. Die Sängerin war nicht Cornelia Froboess, deren Rufname viele Jahre "Conny" wurde, sondern Gina Pressgott, einer bekannten ostdeutschen Schlagersängerin. Gebannt folgten die Hörer am 17. Juni 1953 auch der Reportage des RIAS-Reporters Jürgen Graf vom Potsdamer Platz und vernahmen aus dem Ostberliner Rundfunksender eine Reportage über ein Volksfest am Prenzlauer Berg: Verharmlosung zur Beruhigung der Gemüter, Inszenierung staatlicher Normalität – das alles kam einem irgendwie bekannt vor und war schon einmal da gewesen.

Eine hohe Fistelstimme klang bald immer öfter über das Radio und drang – später mit Spitzbart als visuellem Erkennungszeichen – auch in das Bewusstsein der Deutschen in Ost und West: Kaum jemand erinnert sich an das, was Walter Ulbricht, zumal in zum Teil mehrstündigen Parteitagsgesprächen, sagte, wohl aber, wie er sprach: Worte wurden zu Ton in unserem Gedächtnis und unserer historischen Überlieferung.

Es war im Schicksalsjahr 1953, als der SED-Sekretär die Umbenennung von Eisenhüttenstadt in Stalinstadt vornahm in einer Rede, von der es zwei Fassungen gibt:

während die – kürzere – Ost-Fassung am Berliner DRA-Standort wiedergefunden wurde, war die längere Fassung schon immer in den Frankfurter Sammlungen des Deutschen Rundfunkarchivs vorhanden. Die Erklärung für die unterschiedliche Länge liegt im Reagieren auf die Zeitläufe: Stalin war gestorben, und die sich anschließende Entstalinisierung im Osten bedeutete nicht nur einen politischen Einschnitt, sondern schlicht und einfach auch technische Schnitte, und zwar auf den Archivbändern: das Tilgen der größten Lobhudeleien.

Dennoch nahm Anfang der 50er Jahre das Leben in den sich bildenden beiden deutschen Staaten nach und nach an Normalität zu: Die Warengesellschaft mit Marktwirtschaft und Wettbewerb im Westen trat in Kontrast zur Bedarfsdeckungsgesellschaft des Ostens, dem Westen wurde das Fremde, bis dahin über vielfältige Kommunikation bekannt, fast vertraut, und es war keineswegs "nur" Sprachübung, wenn eine Mutter ihrem Töchterchen in einem Werbespot des Jahres 1952 die Vorzüge französischen Weinbrands erläuterte: 36 Sekunden Worte, aber gleichzeitig Ton und im Grunde auch Bild der (damaligen) Gesellschaft.

Das Fremde wurde im Westen nach und nach entfremdet, als Männer aus Sizilien, Katalanien und vom Peloponnes nach Berlin, Dortmund oder München und in andere Städte kamen, nicht der Sprache ihres neuen Gastlandes mächtig und doch an dessen wirtschaftlichem Aufbau maßgeblich beteiligt. Die Deutschen hörten am Radiogerät Worte und Inhalte im Ton, Canzone und Sirtaki in Programmen für die Gastarbeiter, die ihrerseits sowohl etwas über ihre Heimatländer erfuhren und als auch über ihr Gastland, das für sie zunehmend eine zweite Heimat bedeutete. Die Deutschen (West) fuhren in überladenen VW-Käfern an den Gardasee und die Adria, wie die Deutschen (Ost) in den Wartburgs nach Bulgarien reisten. Sie reisten in die Fremde, während andere, die aus der Ferne, genauer aus dem Exil zurückgekehrt waren, zuweilen das Land auch wieder verließen: nicht selten aus Enttäuschung über den Verlauf von Politik und Geschichte – und eben in der Einschätzung, nach Deutschland als in die Fremde zurückgekehrt zu sein.

Was war, was ist das Fremde, vor allem wer sind Fremde? Mehr als 50 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkriegs stellt sich diese Frage erneut und nicht minder aktuell, auch und gerade in diesen Tagen, und eben nicht nur wegen der gegenwärtigen politischen Diskussionen.